

Weihnachtsfantate

Skizze von Max Gehrig

Er war Stallfuge im Fuhrgeschäft; Waisenknaue, ein wenig verwachsen, arm wie eine Kirchenmaus. Im Stalle schlief er, ob er, las er; der Stall war seine Welt, sein Lager eine flache Kiste zwischen vier Wänden, er mußte da auf einer Art Hühnerleiter hinan steigen. In dieser Kiste lag Opa's Strohpfeife. Mit Dedeln, die für die Rasse zu schlecht geworden waren, deckte er sich zu. Und weil er trotz allem ein besinnlicher Mensch wurde, ermahnte er, daß es für ihn ein recht weites Bett sei bis zu der Stelle, von der aus er in ein Dasein marschieren konnte, wie er sich dachte. Ein schlichtes Dasein, auf das er zielte; und dennoch ein weiter Weg. Seltsam: so oft er das überlegte — immer stand für ihn am Anfang der Straße aus dem Pferdeland ein Bett, ein richtiges Bett, wie es andere Leute haben, in einer kleinen Straße, in der er saß und den König wäre. Da, wenn er das erst hätte! Weil er nie in solch einem Bette gelegen hatte, wuchs es in seine Gedanken als der Bahnhof zur Fahrt ins Glück.

Es waren die Tage vor Weihnachten. Wenn des Abends alles still geworden und die Pferde den Opa aus den Krüppeln schändelten oder ins Stroh Futter schnoben, das er ihnen für die Nacht in die Kisten gelegt hatte, nahm er unter dem Strohpfeife Lagers getrocknete Pfäfen hervor, spielte sie auf im Lichte der Stalllaternen und machte Zwitschernäheren daraus. Zuletzt setzte er jedem einen kleinen Zylinderhut auf, hängte ihm eine Leiter über die Achsel und betupfte ihn mit ein bißchen Kauschöl. Damit konnte er auf dem Nikolausmarkt drei Mark verdienen; diesmal mußten es sogar vier werden. Er hatte nämlich leichfertiger Weise von einem Fuhrmann ein Los der Wohlthätigkeitslotterie gekauft. Für die einzige Mark, die er besaß! Der Mann hatte ihm gesagt, man könne

die Nummer und sagte: „Wenn Sie keine Lust haben, Herr Musikdirektor... ich wäre nicht abgeneigt...“

„Ah doch!“ entgegnete Wilhelm Ritter vergnügt entschlossen, „... plötzlich wieder, aus blauer Luft, fällt es auf dich herab!“ Er gab dem Jungen eine Mark, dem wollte das Herz davonliegen vor Seligkeit.

„Na, und wenn Sie einen großen Treffer erwischen?“ fragte der Kriminalbeamte und warf dem Jungen dabei einen bedeutsamen Blick zu.

Der verstand. „Dann, o Gott...“ stammelte er, „dann geben Sie mir vielleicht in Ihrer schönen Wohnung für zwei Jahre eine kleine Stube mit einem richtigen Bett?“

„Wenn du weiter keine Schmerzen hast, mein Sohn — gemacht!“ sagte der Musikdirektor lachend und verabschiedete mit seiner Gattin im Strome der Menschen.

Wilhelm Ritter war ein feiner Musikant und Komponist. Am nächsten Tage bereitete er für seine Frau eine Liebeserklärung vor: er vertonte eine Weihnachtsfantate. Den Text hatte sein Sohn geschrieben, ein junger Philologe, dessen Dichterruhm um diese Zeit zu erstehen begann.

Der Christabend kam und froh wie der Stallfuge, der mit seinen Zwitschernäheren wieder an der Fudeimwand lehnte. „Philipp Klopfer, Mensch“, rief ihn da einer an — es war der Kriminalbeamte von gestern — „das Los, das du dem Musikdirektor verkauft hast, hat 70 000 Mark gewonnen!“

Es fiel dem Jungen nicht der Himmel ein — nein, der Himmel tat sich auf! Philipp Klopfer bekam das Pausen und rannte mit seiner Zigarrenliste voll Zwitschernäheren mit dem Wind um die Wette. Heim! Heim! Was gab's denn im Stall noch für ihn zu suchen? Darauf besann er sich aber erst im Frühlingspark, weit draußen in der Vorstadt, wo das Glitzern nicht auf ihn wartete. Er war wieder einmal in der falschen Richtung gelaufen, kehrte um und rannte — zum anderen Ende der Stadt; dort wohnte der Herr Wilhelm Ritter.

Kun, der Musikdirektor wußte schon, was ihm widerfahren war. „Döre, Ersilia“, sagte er um diese Zeit mit saurem Gesicht zu seiner Frau, „mir scheint, jener Stallfuge ist der große Dorn an der Rose, die uns in den Schoß gefallen ist. Offenbar kommt er nicht.“ Frau Ersilia hatte diese Erkenntnis und diesen Wunsch schon längst; aber sie schwiege zunächst. Und weil der Seelenpiegel noch nicht erfunden ist, erkannten sie sich nicht gleich in ihrer Klüglichkeit.

Denke bloß, Ersilia, zwei Jahre lang solch einen möbblerten Herrn!“

„Ah“, sagte Frau Ritter, „ich denke ja schon. Aber ich meine auch: er lebt gar nicht mehr zwei Jahre... so jämmerlich hat er ausgesehen.“

In der Welt begannen die Weihnachtsglocken zu spielen. Als der Klang von den Türmen verhallt war und der Christbaum brannte, setzte Ritter sich an den Flügel, spielte die neue Weihnachtsfantate und sang die Verse seines Sohnes:

Selig sind, die schweigend Gutes schufen.
Selig sind, die für die Wahrheit stritten.
Selig sind, die uns zu Laten rufen.
Selig sind, die für den Wegner bitten.
Selig sind, die Reichtum nie vermüht.
Selig sind, die stumm gelitten.
Selig sind, wer in Frieden ist.

Es klang wunderschön. Und es war ihnen, als hätten auch sie nun von sich sagen: „Wir haben keinen Stern gesehen.“ Darüber fiel alles Kleinliche und Allgemenschliche von ihnen ab. Und dann führte das Mädchen den Philipp Klopfer herein. Der hatte noch die Zigarrenliste mit den Zwitschernäheren unter dem Arm und trat mit großen Fragezeichen in den Glanz des Zimmers, mit Augen voller Angst, die wissen wollten: „Herr, haben Sie auch nicht vergessen, was Sie gestern abend versprochen?“

Wilhelm Ritter erhob sich. „Komm, mein Junge“, sagte er, „zuerst wollen wir dir Angst, Schuß und Wäsche kaufen. Du sollst hier eine Heimate haben...“

Wirdet habe er auf und blühte in ein lächeln Kindergeßicht, in ein paar große, dunkelblaue Kinderaugen, die ganz ernst, voller Mitleid auf ihm ruhten. „Du mußt dich aber auch nicht hierher setzen! Mutti sagt, da wird man krank!“ fuhr die Kleine fort. „Nicht wahr, Mutti?“

Erst jetzt sah er die junge Frau, die in schlichter Verlegenheit vergeblich versucht hatte, ihr Kind durch Winken und leises Nicken von ihm zurückzuhalten.

Zaumelnd erhob er sich und wollte mit stummem Gruß vorbeigehen, als mit dem Ausdruck höchster Erstaunens sein Name gerufen wurde. Und nun erkannte er die Gattin eines



Regimentkameraden, in dessen gastlichem Hause er einst in glücklicheren Zeiten manche angeregte und gemüthliche Stunde verlebte hatte.

Ein Blick in sein gramverzerrtes Gesicht zeigte ihr, daß hier bitterste Bergweh und tiefer Schmerz ein wertvolles Leben zu zerstören drohten.

Ohne zu überlegen, trat sie auf ihn zu, begrüßte ihn mit ein paar freundlichen Worten und wandte sich dann der Kleinen zu. „Neh den Onkel an, Liebling“, sagte sie, „er wird uns ein Stüchlein begleiten.“ Jutausch legte das Kind seine kleine Hand in die des willenlosen Mannes. Ein Strom von Wärme schien von den weichen Fingern auszugehen.

Das Kind in der Mitte, gingen sie die menschenbelebte Straße entlang. Unausgesprochen plauderte der rote Kindermund schon ganz erfüllt von der neuen Befahrung, während die beiden Erwachsenen kaum etwas sprachen. Immer wieder versuchte der Mann sich aufzuheben und sich zu verabschieden, aber alles in ihm war wie gelähmt.

So gelangten sie in eine stille Seitenstraße, wo die junge Frau vor einem der Häuser stehen blieb. „Und nun machen Sie meinem Mann und mir die Freude, den Weihnachtsabend bei uns zu verbringen“, sagte sie mit warmer Herzlichkeit. „Wie wird er sich über das Wiedersehen freuen. Er würde es mir nie vergehen, wenn ich Sie ausgerechnet am heiligen Abend in Ihre einsame Junggesellenwohnung gehen ließe.“

Dankend wollte er ablehnen. Das — nein, das war unmöglich! Da schmiegte sich das Kind an ihn, und das helle Stimmchen bat: „Bitte, bitte, Onkel komm mit! Du mußt doch sehen, was das Christkind bringt!“ Und schon zog ihn die Kinderhand die Treppe hinauf.

Dann umfing ihn der ganze Hauser echt deutschen Weihnachtsfestes mit aller Wärme und natürlicher Herzlichkeit eines harmonischen Familienlebens. Heller Kinderjubel — seltsame Kinderaugen — Lichterglanz und Tannenbusch — und dann die lieben alten, ewig neuen Weihnachtslieder.

Ganz im Schatten hatte er sich gesetzt, und die Freunde ließen ihn gewähren. Die warme Stimme der jungen Frau, der anhängliche Ausdruck in dem lieblichen Kindergeßicht griffen tief in sein Herz. Er schlug die Hände vor das Gesicht und fühlte glühende Tropfen durch die Finger rinnen. Langsam löste sich die todbereite Bergweh, der bittere Schmerz, und weihnachtlicher Friede erfüllte ihn.

Ein unaussprechlich dankbarer Blick glitt über die drei Menschen — dann stand er leise auf. Sie würden es verstehen, wenn er ohne Abschied ging, hatte er doch ganzestes Verständnis, warmes Mitempfinden in jedem Wort gefühlt.

„... gnadenbringende Weihnachtszeit!“ lang es in ihm nach, als er mit hoch erhobenem Haupt und klaren Augen hinausritt in die Winternacht — in ein neues Leben.

Die Gemäldegalerie des Holzhackers

Fünfzig Jahre ist es her, so lesen wir in der „Bett. Bez.“, seitdem die Kunstmalerei aus ganz Deutschland das Chiemseegebiet und das gesamte bayerische Oberland überfallen haben. Und heute noch stehen die bayerischen Bauern der Kunst genau so abnehmend gegenüber wie damals. Selbst in der Inflationszeit nahmen sie lieber halbe Scheine als ein Gemälde in Zahlung. Kurzlich aber sprach in Rosenheim eine Landfrau einen Herrn an und fragte ihn, ob er wisse, wo sie „Kunstgemälde“ verkaufen könne. Die Frau hatte einige dabei, deren Wert sie auch einigermaßen wußte, Bilder der Meister der Altmündener Schule: Willroder, Benglein, Weber ufm. Später erfuhr der betreffende Herr folgendes: die Frau stammte von der österreichischen Grenze und war die Tochter eines armen Holzhackers. Ihr Vater war ein kluger Kopf gewesen, hatte Kunstmalerei geübt und ihnen mancherlei Dienste erwiesen. Und dafür ließ er sich kein Geld, sondern Bilder geben. Selbst in der Inflationszeit durfte von seinen Bildern keines verkauft werden und andauernd legte er seinen Kindern ans Herz, sie nur im äußersten Notfall zu verkaufen und sich stets über ihren Wert auf dem Laufenden zu erhalten. Als der Alte starb, hinterließ er über einhundert Oelmalereien und Aquarelle, unter denen sich wertvolle Stücke befanden; denn jetzt, da Großstadtregierungen und Existenzgründung einen Verkauf notwendig machten, wurden für einen Teil der Sammlung des Holzhackers trotz dieser ungünstigen Zeit gegen 88 000 Mark erzielt. An dieser Geschichte sollten sich die Bauern ein Beispiel nehmen. Jetzt trifft man nur wenige Maler im bayerischen Oberland an. Zu Tausenden sind sie nach Südbavarien und vor allem nach Südfrißland abgewandert, wo sie billiger leben können. In Südfrißland soll angeblich die Landbevölkerung mehr Interesse an der Kunst zeigen. Wenigstens schrieb mir vor einiger Zeit ein Graphiker, daß man dort unter den Bauern Spezialanten in Gemälden antreffe. Einige sind mit Kunstwerken von Gugin und von Bogh gleichmäßig reich geworden.

Tatsachen

Von Karl Osterwald

Man kann einen Menschen wohl zwingen, Pflichten zu erfüllen, aber nicht, sie zu empfinden. Die Früchte der Erziehung zeigen sich in der Freiheit.

Wie wenige verstehen es doch, sich recht zu freuen. Viele legen schon alle Energien in die Vorbereitung, so daß eine Steigerung durch die Tatsache nicht mehr möglich ist. Viele wieder leben vorher so in dem Gedanken der Nichterfüllung, daß sie nachher mit dem Unerwarteten nichts mehr anfangen wissen.



200 000 Mark gewinnen. „Mensch!“ Das Los hatte die Nummer 131 313. Im Laufe der Tage war der Traum vom Goldregen aber so fadenförmig geworden... der Junge hätte gerne zwanzig Pfennig daran verloren, wenn nur jemand gekommen wäre, es ihm abzutauschen.

Traurig zog er am Vor-Weihnachtsabend mit seinen Zwitschernäheren auf den Christmarkt. Es schneite dicke weiche Flocken. Mit seinem armen Kram lehnte er an der Rückwand einer Bude. Die Leute, Weihnachtszügler und -geheimnisse in den Augen, drängten sich eilig an ihm vorbei. Er froh, hatte die Hände tief in den Hosentaschen und knetete das fatale Los mit den Fingern. „Nehmen Sie einen schönen Zwitschernäherer mit!“ bat er ein älteres Ehepaar. „Über kaufen Sie mir wenigstens dies Los ab!“ setzte er hinzu und schaltete es im Scheine der Laterne auf.

„Dreimal 18, Wilhelm“, sagte die Dame, „die Dreizehn ist deine Glückszahl!“

Es trat auch ein Kriminalschutzmännchen hinzu, betrachtete

Gnadenbringende Weihnachtszeit

Skizze von Eva Ritter.

Wie lange er planlos durch die Straßen gelaufen war, wußte er nicht. Es blieb ja auch so gleichgültig, ob es zehn Minuten oder drei Stunden gewesen. Er wußte nur, daß er müde, todmüde war, am Ende seiner Kräfte. Kein Wunder nach den Ereignissen des Tages!

Als sie ihm heute sagte, daß sie genug davon habe, immer noch länger auf ihn zu warten, hatte er sie völlig verständnislos angesehen. Das konnte doch wohl nur ein Scherz sein, um wieder einmal zu hören, daß sie ihm das Liebste auf der ganzen weiten Welt war. Bis er dann begriff, daß sie frei sein wollte, frei — frei für einen andern. Da war er wie ein Irrsinniger hinausgehüpft, ohne Gruß, ohne Abschied.

Nun sah er völlig erschöpft auf einer Bank, das Gesicht in den Händen vergraben.

Ein klarer Winternag neigte sich seinem Ende zu. Ullhernd und funkelnd in ihrer tauchbefangenen Pracht standen die Bäume und Sträucher der Anlagen. Vereinzelt Menschen kreuzten den Weg, um jenseits in dem Gewühl der großen Stadt unterzutauhen. Siligen Schrittes gingen sie, mit einem frohen Leuchten in den Augen: Weihnachtsabend!

Er merkte nichts davon. Unablässig stand die Frage vor ihm: wie war es nur möglich?

Drei volle Jahre hatte er gestrebt und geschafft, sich nur das Nötigste gegönnt, um der Geliebten ein bescheidenes, aber behagliches Heim bieten zu können. Manche Entbehrung kostete es, aber er empfand es nie schwer, weil seine Liebe ihn über alles hinwegtrug. Und nun, als er sich dicht am Ziele wußte, sollte alles aus sein? Vergessen, ausgelöscht die große, heiße Liebe, die er wie ein Heiligtum in sich getragen?

Er versuchte, sich die Erinnerung an die ganze Zeit ihrer Verlobung ins Gedächtnis zurückzurufen. Gewiß, sie hatten gehofft, eher heiraten zu können, und anfangs die Schwierigkeiten unterschätzt.

Mit großer Deutlichkeit erschien plötzlich vor seinem inneren Auge der Tag, an dem er ihr sagen mußte, daß er die Stellung, auf die sie beide so festest gehofft, nicht erhalten, daß man einen Kollegen mit einflußreichen Empfehlungen ihm vorgezogen hatte. Da sah er zum erstenmal diesen kalten, abweisenden Ausdruck in ihren Augen. Selbst tief entmutigt, hatte er zu scherzen versucht, neue Pläne gemacht, die Braut mit Liebe und Härlichkeit überschüttet — immer in der böhren Angst, sie zu verlieren.

Und jetzt tauchten mit erbarmungsloser Klarheit Erinnerungen in ihm auf an kühle Worte, an berechnende Fragen, an Stunden, wo sie sich fremd und kalt seinen Bittstellungen entzog. Er hatte das damals nicht beachtet, nicht beachtet wollen. Nun wußte er, daß sie sich schon an jenem Tage innerlich von ihm gelöst hatte. Vielleicht stand schon damals der — andere zwischen ihnen, der andere, der nicht so ums ägliche Brot kämpfen mußte wie er, sondern Geld in Hülle und Fülle besaß.

Was nun? Selbes Daseins Ziel war zerstört — das Leben wertlos, ohne Sinn. Da gab es nur eins!

Ob sie Schmerz empfinden würde, wenn sie seinen Tod erfuhr? Sicher suchte sie dann schnell Trost in den Armen des andern.

Den Lippen des grübelnden Mannes entrang sich ein qualvolles Sidhnen. Da fühlte er plötzlich eine weiche Berührung auf seinen zusammengepreßten Fingern, ein keines Händchen möchte sich, sie von seinem Gesicht herabzugleiten, und ein helles Stimmchen fragte: „Armer Mann! Hast du Weh-Weh?“

